

Einsame Wege in der italienischen Benecia

Wo man Stille hören kann

Die Natisone-Täler im östlichsten Zipfel Friauls locken mit Abgeschiedenheit und Gastfreundschaft. Der Ruhe findende Wanderer bahnt sich seinen Weg durch eine Landschaft, in der Natur und Kultur verschmelzen. Er entdeckt eine Region mit slawischen Wurzeln und umkämpfter Geschichte, die sich über den Tourismus zaghafte wiederbelebt.

Text und Fotos von Gerhard Fitzthum

Wie lecker ein Panino doch schmecken kann, wenn man stundenlang auf schmalen Pfaden unterwegs war! Satt und ausgestreckt liegt die Wandergruppe im Gras. Die Gespräche werden leiser und leiser, noch ein kurzes Rascheln einer Essenstüte, dann verabschieden sich auch die aufgewecktesten Wandervögel kurzzeitig von der Welt.

Das Schöne an solchen Momenten ist, dass man nicht wirklich schläft und doch alles, was stören könnte, in weite Ferne gerückt ist. So auch das seltsame, immer wiederkehrende Knips-Geräusch, das den Schlummernden in die Ohren dringt: Gerhard Pilgram, unserer Wanderführer, versucht mit seiner kleinen Rosenschere, die Almwiese von Gewächsen zu befreien, die hier nicht hingehören. Besonders Erfolg versprechend ist sein Kampf gegen die Verbuschung nicht: Um die alte Kulturlandschaft freizuhalten, bräuchte es tausende und abertausende fleißige Hände.

Früher machten diesen Job Kühe, Schafe und Ziegen. Doch das ist lange her. Wie in den meisten italienischen Alpengebieten spielt die Berglandwirtschaft auch im Friaul kaum noch eine Rolle. Erst recht nicht hier, in den Natisone-Tälern, die sich im östlichsten Winkel der autonomen Region zur slowenischen Grenze hinaufziehen. Mit den Tieren gingen nach und nach auch ihre Besitzer. Aus der Gemeinde Drenchia, durch deren Hoheitsgebiet die heutige Etappe führt, sind in den letzten fünfzig Jahren neun von zehn Einwohnern abgewandert.

Dass sich dieser Exodus im Landschaftsbild niedergeschlagen hat, ist von unserem Rastplatz unschwer zu erkennen: Während die Kämme noch von offenen Weideflächen bestimmt sind, haben sich die Hänge mit wildem Mischwald bedeckt, aus dem nur hie und da die rote Dachlandschaft eines Dörfchens herausragt – eine Insel der Zivilisation im endlosen Ozean aus Chlorophyll. Zwar hat auch der kleinste Weiler einen Straßenanschluss, über den

schmalen Asphaltbändern haben sich die Baumkronen jedoch längst wieder geschlossen. Selbst die gut befestigten Saumpfade, einstige Lebensadern des Tals, verschwinden nach und nach im immer dichter werdenden Gestrüpp.

Für den Wanderer hat dies eine ganz eigentümliche Wirkung. Statt sich die Landschaft von einem gut beschilderten Wegenetz aus zu erschließen, taucht er in eine Welt ein, in der sich der Unterschied zwischen Kultur und Natur zunehmend verwischt – eine Welt, in der die festgerosteten Zeiger mancher Kirchturmuhr deutlich machen, dass die Zeit stehen geblieben ist.

Touristische Lebenszeichen

Umso größer ist die Gastfreundschaft – im „Albergo Al Vescovo“ in Pulfero etwa, wo unsere Tour vor drei Tagen begann. Michela di Domenis, Juniorchefin und Mutter dreier Kinder, kam persönlich an den Tisch, um die seltenen Gäste aus dem Norden zu begrüßen. Als sie die Bestellungen an die Küche weitergegeben hatte, setzte sie sich zu uns und erzählte vom schrecklichsten Erlebnis ihrer Kindheit: Am 6. Mai 1976 bebte die Erde Friauls so stark, dass einige Kilometer nördlich zahlreiche Dörfer in

Schutt und Asche sanken. Rund tausend Menschen starben in ihren zusammenstürzenden Häusern. In der Benecia, wie die Natisone-Täler im lokalen Dialekt heißen (slowenisch: Benečija), kam man zwar mit bloßen Sachschäden davon, aber ein Großteil der Häuser und Ställe war unbewohnbar geworden. Mehr als sechs Monate hausten die Menschen in Baracken und Zelten. Viele verkauften in dieser Zeit Hof und Vieh – die ständigen Nachbeben hatten ihren Beharrungswillen zermürbt.

An eine wirtschaftliche Zukunft glaubte ohnehin niemand mehr. Anderswo im Alpenraum hatte der Fremdenverkehr das Schlimmste verhindern geholfen. Nicht jedoch in der Benecia. Weil es hier weder spektakuläre Gipfel noch Skilifte gab, beschränkte sich der Tourismus stets auf den sonntäglichen Ausflugsverkehr der Italiener, der bei schlechtem Wetter vollständig ausblieb. Aus den

Ländern hinter dem Eisernen Vorhang kam niemand. Und nördlich der Alpen war die Region gänzlich unbekannt, weil sie an keiner der

Nördlich der Alpen war die Region unbekannt, sie liegt an keiner klassischen Reiseroute.

klassischen Reiserouten liegt. Zudem hatten die Bergdörfer durch das Erdbeben einen Teil ihres nostalgischen Reizes verloren. Weniger allerdings durch das tektonische Ereignis selbst



Wie Inseln in einem Ozean aus Chlorophyll: die Dörfer der Natisone-Täler

als durch den Wiederaufbau. Denn das den Katastrophenopfern zur Verfügung gestellte Geld wurde nur selten für angepasste Modernisierungen verwendet. Um den Anschluss an die städtischen Entwicklungen nicht vollends zu verlieren, ließen sich viele Bewohner trostlose Metallfenster und Haustüren aus Aluminium und Sicherheitsglas verkaufen. Alt und Neu bilden seither eine bizarre Mixtur.

Seit Kurzem gehen von den Valli del Natisone aber wieder touristische Lebenszeichen aus. Eine Handvoll engagierter Gastgeber schloss sich zusammen und führte das „albergo diffuso“-Modell ein, das im nördlichen Friaul schon länger erfolgreich ist: Statt neue Infrastrukturen zu schaffen, wurden funktionslos gewordene öffentliche Gebäude wie Schule oder Rathaus renoviert und mit Küche und Speisesaal versehen. Komplettiert wird das Angebot von Zimmern und Ferienwohnungen, die verstreut (italienisch: diffuso) in den Weilern liegen. Rund um das weltferne Tribil di Sopra sind

Hier wird man ausschließlich von Menschen bedient, die mit ihrem Lebensraum verwachsen sind.

auf diese Weise jetzt einige wundervolle Quartiere entstanden, die man über eine zentrale Anlaufstelle buchen kann. Wer unter der sozialen Profillosigkeit des globalisierten Gastgewerbes leidet, kann an diesem Ende der Welt aufatmen. Hier wird man ausschließlich von Menschen bedient, die mit ihrem Lebensraum verwachsen sind.

Versteckte slawische Wurzeln

Die wichtigste Initiative zur touristischen Belegung kommt jedoch aus dem Ausland: Das Klagenfurter Universitätskulturzentrum „Unikum“ hat in den letzten Jahren immer wieder anspruchsvolle Reiseführer für touristische Fußgänger aufgelegt. Zuletzt waren die Kärntner Aktivisten im östlichen Friaul unterwegs, wo sie die attraktivsten Wanderwege suchten und Kontakte mit lokalen Kulturinitiativen knüpften. Publizistisches Ergebnis ist das Wanderlesebuch mit dem



Traumstädtchen und Fluchtpunkt der Talbewohner: Cividale am Beginn der Tiefebene Friauls.

sprechenden Titel „Die letzten Täler“, das jetzt auch ins Italienische übersetzt wurde.

Die treibende Kraft des „Unikums“ ist Gerhard Pilgram, unser Guide. Wenn er uns eine Passage aus seinem Opus Magnum vorliest, hören wir gespannt zu. Denn die Texte haben jene literarische Qualität, die man in den handelsüblichen Wanderführern vergeblich sucht. Zudem erfahren wir Dinge, die wir alleine

nicht so leicht herausgefunden hätten: etwa, dass die Natisone-Täler politisch zwar zu Italien gehören, aber Teil des slowenischen Sprachraums sind. Das kann einem auch deshalb entgehen, weil Fremde stets auf Italienisch angesprochen werden.

Nach außen hin pflegen die meisten Talbewohner ihre slawischen Wurzeln geheim zu halten. Diese Selbstverleugnung begann in den düsteren Jahren, in denen das Mussolini-Regime die Benutzung von Minderheitensprachen unter Strafe stellte. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs wurde es fast noch schlimmer: Im unübersichtlichen Tälergewirr der Benecia waren nun Partisanen aktiv, die den Anschluss an das kommunistische Jugoslawien erzwingen wollten. Wer sich in dieser Zeit zum Slowenischen bekannte, galt als potenzieller Landesverräter. Seither ist die Bevölkerung gespalten – in eine Minderheit, die sich offen zu ihrer Muttersprache bekennt,

und eine Mehrheit, die mit solch „alten Geschichten“ nichts mehr zu tun haben will (im Alltag aber trotzdem ihren slowenischen Dialekt weiter benutzt).

Am nächsten Tag ersteigen wir den höchsten Berg der Region, den wuchtigen Monte Matajur. Eine schmale, gut markierte Wegspur zieht sich vom Rifugio Pelizzo durch Enzianwiesen aufwärts. Oben auf dem kleinen Gipfelplateau steht die italienische Kapelle, hinter der man die unsichtbare Grenze zu Slowenien überschreitet. Das Panorama vom Monte Matajur ist fantastisch. Gegenüber, auf der anderen Seite des tief eingeschnittenen Soca-Tals, reckt sich der Krn in den



Eine Folge des Erdbebens von 1976: Die Jungen verließen die Bergregionen, geblieben sind die Alten.



Übernachten

- Albergo Al Vescovo, Via Capoluogo 67, I-33046 Pulfero, Tel.: 0039/0432/72 63 75, info@alvescovo.com, www.alvescovo.com
Vorzügliches Essen - wie überall in den Tälern.
- Rifugio Pelizzo am Monte Matajur (CAI), I-33040 Savogna, Tel.: 0039/0432/71 40 41 oder 0039/0348/420 51 12, isadec@libero.it
- Albergo Diffuso Valli del Natisone, Via Clodig 11, I-33040 Grimacco, Tel.: 0039/0338/202 59 05, info@albergodiffusovallidelnatisone.it, www.albergodiffusovallidelnatisone.it

Literatur:

Gerhard Pilgram u.a.: Die letzten Täler. Wandern und Einkehren in Friaul, Drava-Verlag, 3. Auflage 2010, 416 Seiten, 24,80 Euro.

azurblauen Himmel, der südlichste Zweitausender der Ostalpen. Dahinter kratzt der Triglav, der höchste Berg Sloweniens, an den Wolken. Nach Norden schaut man auf die Kette der Karnischen Alpen, nach Westen in das Tiefland Friauls. Und wer sich nach Süden dreht, ist vollends verzaubert. Zum Greifen nah liegt hier die Adria. Mit bloßem Auge sieht man die großen Frachter, die dem Hafen von Triest zustreben oder ins offene Meer hinaus steuern. Auf der einen Seite dämmert die Küste Istriens im Dunst der Ferne – auf der anderen die Lagune von Grado.

Wer weiß, dass dies einer der grau-samsten Schauplätze des Ersten Welt-

kriegs war, sieht die Naturschönheiten eher mit gemischten Gefühlen. Der junge Erwin Rommel, Hitlers späterer Generalfeldmarschall, hatte den Matajur in der 12. Isonzo-Schlacht erobert. Nachdem Rommel mit seiner Abteilung 9000 Italiener gefangen genommen hatte, ordnete er auf dem Matajur eine einstündige Gipfelrast an. Während dieser schrieb er seinen Gefechtsbericht nieder – und versäumte es nicht, das einmalige Panorama darin zu würdigen.

Ein Tor zur Stille

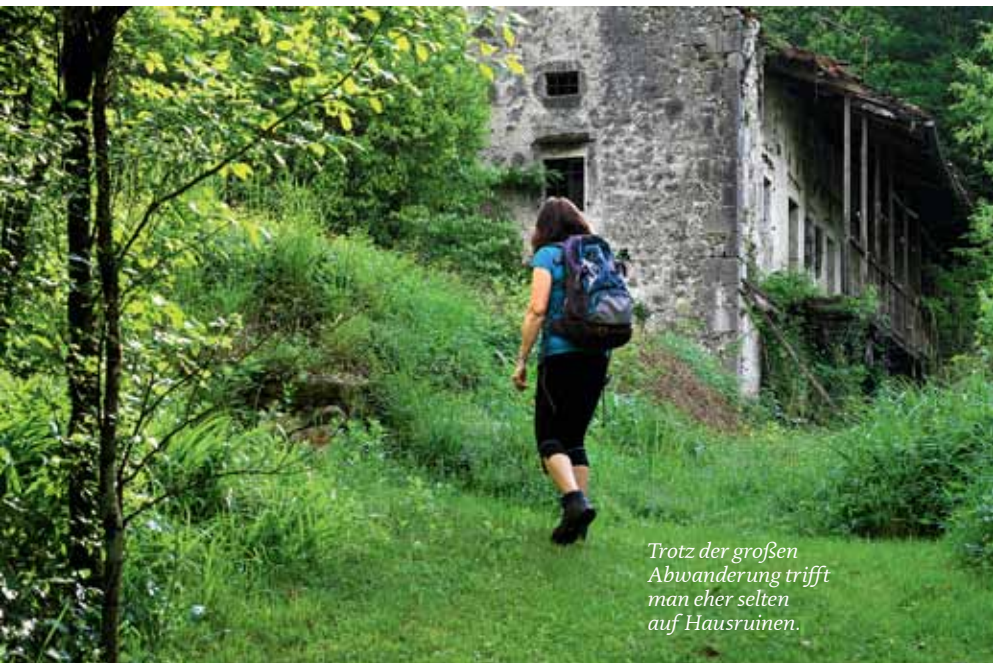
Am nächsten Morgen ist die Sonne zurückgekehrt. Weil der italienische Alpenverein diesen Abschnitt des „sentiero italia“ neu markiert hat, kann man sich hier auch ganz ohne Guide zurechtfinden. Die aussichtsreiche Tagesetappe führt von Tribil di Sopra zum Wallfahrtsort Castelmonte, der weithin sichtbar auf einem Felsporn thront. Nach Norden schaut man in das Stilleben der Natisone-Täler, nach Süden in den nicht minder grünen Graben der Idrija, der die Grenze zu Slowenien markiert. Dass drüben ein anderes Land liegt, mag man gar nicht glauben – dass die Grenze über Jahrzehnte hermetisch abgeriegelt war, erst recht

nicht. Wenn irgendwo die Künstlichkeit nationaler Grenzen deutlich wird, dann hier, in der Slavia Veneta, wie die Benecia von den Italienern genannt wird.

Unterwegs laden immer wieder pastorale Bergwiesen zu Rast und Rundblick ein. Dazwischen geht es durch Waldstücke, in denen kaum ein Baum steht, der nicht von Schlingpflanzen umwuchert wäre. Die Artenvielfalt ist atemberaubend: Von Ahorn, Birke, Hainbuche, Eberesche, Weißdorn, Esskastanien und Mehlbeeren ist bis hin zur Flaumeiche alles in bunter Mischung vertreten. Smaragdeidechsen huschen ins Gebüsch, Tümpel sind von Kammolchen behaust, oben kreist ein Milan. Auch das Meer blitzt wieder in der Ferne. Vom Dauerrauschen der Zivilisation, das einen heute in die abgelegensten Alpentäler verfolgt, bleibt man dagegen völlig verschont.

Das ändert sich dort, wo wir in die Zielgerade des Bergheiligtums Castelmonte einbiegen. Auf großen Asphaltflächen sind nun Stände mit Souvenirs und Plastikspielzeug aufgebaut, daneben drängen sich Busse und Pkw um die letzten Parkplätze – eine Herausforderung für den, der aus der Abgeschiedenheit der Natisone-Täler kommt! Ein paar Stunden später ist der Spuk jedoch wieder vorbei, wie ein sinkendes Schiff verlassen die Pilger des Automobilzeitalters abends den Wallfahrtsort. Plötzlich ist sie wieder da, die Stille, und erinnert an den kryptischen Satz, den uns unser Gastgeber in Tribil gestern mit auf den Weg gegeben hatte: „Qui il silenzio fa rumore“ – bei uns macht die Stille Lärm. Langsam erschließt sich sein Sinn: Fern davon, nur die Abwesenheit von Geräuschen zu sein, entwickelt die Stille hier eine ganz eigene, unwiderstehliche Kraft. Sie lässt uns nicht nur zum Teil der Landschaft werden, die wir durchschreiten, sie öffnet auch die Tür zu jener verlorenen Zeit, der man sonst immer nur nachtrauert. □

Gerhard Fitzthum beschäftigt sich als freier Reisejournalist besonders gerne mit Themen zur Geschichte und Kultur der Alpen.



Trotz der großen Abwanderung trifft man eher selten auf Hausruinen.